

DIE ZEIT: Herr Brandstädt, was hat sich für Sie zuletzt verändert?

Holger Brandstädt: Ich bin Buchhändler, und mein Laden wurde im Herbst zu einer der drei besten inhabergeführten Buchhandlungen Deutschlands gewählt. Seitdem habe ich das Gefühl, alle erwarten etwas ganz Besonderes von mir.

ZEIT: Woran merken Sie das?

Brandstädt: Neulich waren drei Frauen aus Berlin da, ich nenne sie mal Prenzlschwäbinnen, sie sind extra angereist, um die unglaublich tolle Buchhandlung da auf dem Land, in Ueckermünde, zu sehen. Das freut mich einerseits wirklich sehr, andererseits beklemmt es mich auch etwas.

ZEIT: Warum das? Können Sie den Ruhm nicht genießen?

Brandstädt: Doch, schon. Aber ich fürchte, dass die Leute von außerhalb etwas ganz anderes erwarten. Wir haben hier keinen durchgestylten, riesigen, top-modernen Laden. Wir sind in einer armen Region: in Vorpommern. Der Buchladen existiert seit 1883 – und er hat eine andere Funktion als ein Buchladen in der Stadt.

ZEIT: Warum, glauben Sie, wurden Sie ausgezeichnet?
Brandstädt: Ich war voriges Jahr schon einmal bei der Preisverleihung. Damals waren unter den Hauptgewinnern lauter tolle Kollegen – die meisten kamen eben aus den großen Städten, aus Heidelberg oder München zum Beispiel. Was fehlte, war mal ein Gewinner vom Lande, von dort, wo es wirtschaftlich wirklich schwierig ist. Wo die Welt eine andere ist als in den Innenstädten der Metropolen oder in den gentrifizierten Vierteln der Uni-Städte. Es gibt ja ohnehin neuerdings den Trend, wieder stärker auf die Provinz zu gucken. Sich zu fragen, wie gutes Zusammenleben dort funktionieren kann. Ich glaube, dass ich meinen Teil dazu beibringe.

ZEIT: Indem Sie was genau tun?

Brandstädt: Ich will nicht nur ein sogenannter Shop sein. Nein: Das hier ist ein Treffpunkt. Denn ich glaube, kaum einer braucht mehr Läden, nur um Dinge zu besorgen. Eine Stadt braucht Impulse, sie braucht Ansprechpartner – Leute, die wissen, was in der Region los ist.

ZEIT: Und so einer sind Sie?

Brandstädt: Ja, so einer bin ich. Zu meiner Buchhandlung gehört ein Raum, in dem wechselnde Ausstellungen zu sehen sind, ich organisiere Lesungen, eine Kinoreihe und gemeinsam mit einem Kulturverein namens Weitblick Konzerte im Dorfgasthof und in der Kirche. Ich mache all das, weil ich 2001, als ich hierherzog, feststellte: Es gibt viele gute Leute in Ueckermünde, aber die kennen einander nicht. Ihnen fehlt der Begegnungsort.

ZEIT: Was hat Sie denn damals nach Ueckermünde verschlagen?

Brandstädt: Mein Vater ist hier groß geworden, meine Oma hat schon in diesem Buchladen ihre Lehre gemacht und gearbeitet, ich selber habe alle meine Ferien in Ueckermünde verbracht. Gelebt habe ich viele Jahre in Berlin, aber ich wusste immer, dass die große Stadt nicht meine letzte Station sein muss. Deswegen habe ich dieses Haus gekauft und im Jahr 2001 die Buchhandlung wiederbelebt. Damals war ich mir nicht sicher, ob der Laden wirklich profitabel sein könnte. Aber zu scheitern, das wäre keine Schande, habe ich

»Sie ahnen nicht, was ich so erfahre«

Holger Brandstädt's Buchhandlung in Ueckermünde wurde zur besten in ganz Deutschland gekürt. Seine Kunden reisen von weit her an. Was macht er anders?



Holger Brandstädt, 50, vor seinem Buchladen in Ueckermünde im Nordosten Mecklenburg-Vorpommerns

mir gedacht. Tja. Nun bin ich schon 15 Jahre da.

ZEIT: Sie haben prominente Autoren wie Christoph Hein oder Harry Rowohlt nach Ueckermünde gelockt. Wie haben Sie das gemacht?

Brandstädt: Christoph Hein kannte ich aus Berlin. Seitdem hat es so etwas wie eine Kettenreaktion gegeben: Ein Autor empfiehlt den nächsten. Marion Brasch sagte, die Judith Herrmann muss auch mal kommen. Die wiederum sagt: Das nächste Mal sollstest du Gregor Sander einladen. Der stand sowieso schon lange auf meiner Liste.

ZEIT: Was machen Sie, damit es den Autoren gefällt?

Brandstädt: Im Sommer gehen wir mit den Autoren auf den Hof, ich koche was, es soll eben angenehm sein. Die letzte Bahn raus aus der Stadt fährt kurz nach neun Uhr – das heißt: Wer nicht Auto fahren will, dem bleibt nichts anderes übrig, als in Ueckermünde zu übernachten. Das entspannt die Leute unheimlich. Ich habe eine kleine Ferienwohnung über meinem Laden eingerichtet. Dort können die Autoren schlafen, ich lege ihnen Bücher auf den Nachttisch, von denen ich denke, die könnten ihnen gefallen. Das mache ich übrigens für jeden Gast, der hier schläft.

ZEIT: Nach welchen Kriterien wählen Sie aus?

Brandstädt: Ich schaue mir an, wo der Gast herkommt, wie alt er ist – und dann habe ich schon eine erste Idee. Außerdem ist das mein Job, das mache ich den ganzen Tag: Leute kommen zu mir und fragen mich, was sie lesen könnten. Um das zu beantworten, muss ich mich mit den Kunden beschäftigen, ich muss ihnen Fragen stellen. Und Sie ahnen nicht, was ich so alles erfahre!

So, wie es ein Arztgeheimnis gibt, müsste es eigentlich auch ein Buchhändlergeheimnis geben. Ich weiß, wer wohin in den Urlaub fährt, wer eine Paartherapie macht oder eine Krankheit hat.

ZEIT: Gibt es Bücher, die Sie immer und jedem empfehlen können?

Brandstädt: Eine nie vergessene Geschichte von Jan Koneffke. Das erzählt anhand einer Familie die Geschichte der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts – und ist wirklich wunderbar geschrieben.

ZEIT: Was ist Ihr meistverkauftes Buch?

Brandstädt: Das erraten Sie nie.

ZEIT: Harry Potter, Donna Leon, so was?

Brandstädt: Durch die Ueckermünder Heide, 520 Seiten, 59,85 Euro, durchgehend bebildert, hergestellt in einer regionalen Druckerei. Als das Buch 2014 herauskam, hatte es eine Auflage von 1000 Stück. Jetzt sind noch 80 Exemplare übrig, und die meisten habe ich verkauft. Die Leute interessieren sich riesig für regionale Geschichte.

ZEIT: Kann man anhand der Büchervorlieben Ihrer Kunden auch eine Stimmung im Land ablesen?

Brandstädt: Ja. Gerade werde ich oft nach poli-

tischen Büchern gefragt. Manchmal wollen Kunden auch Bücher aus dem Kopp-Verlag...

ZEIT: ... in dem viele Rechtspopulisten publizieren. Haben Sie dessen Bücher im Sortiment?

Brandstädt: Nein, es gibt kein Regal für die rechte Ecke, bestimmt nicht. Aber ich kann solch ein Buch bestellen. Wenn es muss da ist, sage ich zu dem Kunden: Gucken Sie rein, und wenn Sie feststellen, es ist doof, dann bringen Sie es bitte wieder! Die Leute sollen sich lieber was Ordentliches raussuchen. Es gibt aber auch Werke, die verkaufe ich gar nicht. Eine Kundin wollte kürzlich ein Buch, in dem die Verschwörungstheorie verbreitet wird, dass mit Krebs das deutsche Volk ausgerottet werden solle. Da habe ich gesagt: Tut mir leid, das verkaufe ich nicht. Ich muss ja nicht alles machen, was Geld bringt. Ich stelle zum Beispiel auch keine allseits bekannten Bücher ins Schaufenster.

ZEIT: Sie verkaufen aber nicht nur Bücher.

Brandstädt: Das ist richtig. Ich biete etwa einen regionalen Tee an, Wein von einem Familienbetrieb aus dem Saale-Unstrut-

Was hat sich verändert? (25)

Eines verbindet viele Bürger im Osten: Sie haben **außergewöhnliche Biografien**. Denn diese Region erlebt seit 25 Jahren grundlegende Veränderungen. Etliche Lebensgeschichten bleiben unerzählt, obwohl sie oft interessanter sind als die mancher Berühmtheit. Für sie soll hier, in Interviews und Porträts, Platz sein.

Gebiet, Bilderrahmen aus Estland. Der Verkauf dieser Sachen hilft mir, die erste Jahreshälfte zu überstehen, da kommen leider wenige Kunden. Da sind wir quasi unter uns: ich, meine beiden Aushilfen und meine beiden Katzen. Ab Sommer reisen dann Touristen in die Region.

ZEIT: Wie viele Bücher lesen Sie eigentlich?

Brandstädt: Manche haben die Vorstellung, dass ein Buchhändler alle Werke in seinem Laden gelesen hat. Das ist nicht so. Ich komme im halben Jahr auf sechs bis acht Bücher, mehr sind es nicht. Und wenn ich das jetzt hier

öffentlich sage, werden sich viele meiner Kollegen freuen und denken: Endlich sagst mal einer. Dafür lese ich unglaublich viel Fachpresse und Rezensionen.

ZEIT: Viele lassen sich Bücher von großen Internethändlern nach Hause schicken. Ärgert Sie das?

Brandstädt: Nein. Ich finde es vielleicht schade, wenn ich sehe, wie vollgepackt die Postautos sind. Aber deswegen mache ich das Internet nicht als Feindbild aus. Und deswegen werde ich auch keinen Zettel ins Schaufenster hängen und diejenigen anfeinden, die lieber online bestellen. Niemand soll mit einem Schuldgefühl zu mir kommen. Aber natürlich wäre es für mich schöner, wenn die Bestellung, statt bei Amazon, in meinem eigenen Internetshop landet, den ich eingerichtet habe.

ZEIT: Haben Sie auch schon bei Amazon bestellt?
Brandstädt: Klar, wenn ich ein antiquarisches Buch nirgends sonst finde, bestelle ich dort. Ich umarme den, den ich nicht besorgen kann. So einfach ist das.

Die Fragen stellte **Anne Hähnig**

ANZEIGE




ZEICHEN SCHMIDT-KIRSTEIN GLÖCKNER UND GESTALT

Liebe Kunstfreunde,

die zweite Aktivität der privaten **AUSSTELLUNG DRESDNER KUNST** in Radebeul-West ist den beiden im Loschwitzer Künstlerhaus beheimateten Dresdner Künstlern Helmut Schmidt-Kirstein (1909 – 1985) und Hermann Glöckner (1889 – 1987) gewidmet.

Ihre künstlerische Unabhängigkeit führte sie auf je eigenen Wegen in das Spannungsfeld zwischen Gegenstand und Abstraktion, auch zwischen Absicht und Zufall. Entstanden unter dem Diktat einer staatlich verordneten Kunstdoktrin sind die Arbeiten eindrucksvolle Beispiele künstlerischer Freiheit und des Geistes in der Kunst.

AUSSTELLUNG DRESDNER KUNST
Hohe Str. 35 · 01445 Radebeul-West
19.11. – 18.12.2016 / 7.1. – 26.2.2017
jeweils Sa und So 11 – 18 Uhr

ZEITGEIST

Wem gehört's?

Ohne »kulturelle Aneignung« wäre die ganze Welt wie Nordkorea

VON JOSEF JOFFE

Zu den unterhaltsameren Absurditäten von 2016 gehört der politisch korrekte Wutausbruch gegen die Romanautorin Lionel Shriver auf dem Brisbane-Literaturfestival. Dort hatte sie ihre ironischen Pfeile ins Zentrum postmoderner Empfindsamkeit geschossen, in die Ächtung der »kulturellen Aneignung« durch den Westen. Dieses Crimemotiv macht sich schuldig, wer sich ohne Erlaubnis Traditionen, Symbole oder Objekte aus anderen Kulturen greift.

Die Ironie ist schwer zu toppen, tut sich doch hier ein linker Isolationismus als Zwilling des rechten auf, der 2016 mit Trump und Brexit seine größten Triumphe gefeiert hat. Beide Lager wollen sie Menschen und Waren ausgrenzen, links Kulturgüter, die allein deren Produzenten – den Minderheiten zu Hause, allen »Unterdrückten« dieser Erde – gehören. Das »Verbrechen des kulturellen Diebstahls«, frotzelte Shriver, schließe sogar Yoga ein. An der Universität Ottawa musste ein Yogakurs dem »Achtsamen Stretching« weichen, weil »Yoga« indisch sei. Ihr Fazit: »Wenn Weiße kein Pad Thai (Reisnudeln) essen dürfen, dann werde ich denen wohl Barbecue verbieten müssen.«

Wo erwirbt man als Autor die Erlaubnis, sich in eine fremde Kultur zu versetzen, deren Charaktere und Sitten zu beschreiben? Wem genau gehört überhaupt Kultur? Müsste ein Westler für das Plazet in Mumbai oder Bogotá Unterschriften sammeln? James F. Cooper, der in der *Lederstrumpf*-Trilogie mitfühlend die Unterwerfung der Indianerstämme beschrieb, müsste auf dem Index landen, gleich neben den drei *Winnetou*-Bänden von Karl May.

Kaffee ist out, weil der aus Äthiopien kommt, wo arabische Diebe am Werk waren. Dann Tee?

Der kommt aus China. Den Bagel haben die Deutschen von den Amis geklaut, und die aus Polen, von wo das Rundgebäck mit den Juden an die Lower East Side wanderte, dann als »echt amerikanisch« zurück nach Europa. Die Nationaltracht der Deutschen, die Jeans, wurde in Kalifornien erfunden. Den Arabern haben wir »Alkohol« und »Algebra« gemopst. Jesus hieß mal Joschua, geboren in Nahost, wo auch der Weizen für unser täglich Brot herkommt. Deutsch entspringt dem Indogermanischen. Das Gilgamesch-Epos, welches das biblische Motiv der Sintflut vorwegnimmt, ist ebenso Kulturraub wie Tabak und Tomate.

Eine Welt ohne Aneignung (früher: »Befruchtung«) ist so unvorstellbar wie eine ohne Wirtschafts- und Kapitalverkehr – Nordkorea überall. Identitätspolitik ist Abkapselung.

Stillstand, letztlich Verdummung im Mäntelchen »kultureller Empfindsamkeit«, weil sie mit Zensur und Selbstzensur einhergeht. Kultur als unantastbarer Besitzstand heißt, dass nur Schwarze den Blues singen und nur Bayern den Gamsbart tragen dürfen. Gott sei Dank musste Charles Dickens nicht in ein Umerziehungslager. Wie hätte der Bürgerliche dann so herzerziefend das Elend der Ärmsten von London schildern können?

Shriver hofft, dass »kulturelle Aneignung« bloß eine »flüchtige Marotte« sei. Diese Kolumne wurde auf einem US-Desktop in lateinischer Schrift verfasst, die aus dem Griechischen kommt, davor aus dem Semitischen. Glücklicherweise konnten wir den Arabern auch ihre Zahlen klauen. Sonst würden wir heute noch MMXVII schreiben. 2017 ist praktischer.



Josef Joffe, Herausgeber der ZEIT